

Neue Zürcher Zeitung

GASTKOMMENTAR

Gegen Rassismus ist niemand gefeit – die Sachlage ist komplizierter, als die «Woke»-Bewegung wahrhaben will

Wer glaubt, dass Rassismus einfach nur mit etwas gutem Willen auszumerzen sei, gibt sich einer Illusion hin. Rassismus sitzt tief, in den Strukturen, im System, in der Art, wie Menschen in Gruppen ihr Selbstbewusstsein konstituieren. Jeder kann Opfer sein und Täter.

Hans Christoph Buch

30.08.2021, 05.30 Uhr



Auch als dunkelhäutiger Mensch ist man nicht einfach auf eine Identität festgelegt. – Schwarz-Weiss-Rollenspielerei bei Karneval in Port-au-Prince auf Haiti.

Spencer Platt / Getty

Die Kritiker postkolonialer Diskurse machen es sich zu leicht, wenn sie rassistisches Denken und Handeln nur im rechtsextremen Umfeld verorten, beim Rassemblement national oder bei der AfD, welche um Wähler werben mit dem Versprechen, Frankreich wieder französisch und Deutschland wieder deutsch zu machen. Bevölkerungsaustausch heisst das Mantra, und dieser sei angeblich so weit fortgeschritten, dass nur ein Aufstand von «Proud Boys» gegen das Herz der amerikanischen Demokratie Migranten vertreiben und Amerika den «Amerikanern»

zurückgeben könne. Damit sind natürlich weder indianische Ureinwohner noch Schwarze oder Asiaten gemeint, sondern White Anglo-Saxon Protestants, denen nicht bloss Muslime, sondern auch Juden und Katholiken verdächtig sind.

Sich von rassistischen Vorurteilen zu distanzieren, fällt in der Regel niemandem schwer, doch es genügt nicht, sich selbst Toleranz, Empathie und Verständnis für den oder die anderen zu attestieren, weil das Problem tiefer liegt.

Ich fange bei mir selbst an: Kein Studium und keine Lektüre hatte mich vorbereitet auf das, was mich erwartete, als ich an Ostern 1968 zum ersten Mal in Haiti aus dem Flugzeug stieg. Damit meine ich nicht den tropischen Faschismus von Papa Doc, dessen Terrorregime Graham Greene in dem später verfilmten Roman «The Comedians» eindringlich beschrieb. Ich meine das schwer definierbare Gefühl, als Weisser durch die Strassen von Port-au-Prince zu laufen, angestaunt von schwarzen Kindern und verfolgt von selbsternannten Guides, die mir den Weg zum nächsten Hotel oder Bordell zeigen wollten. «Blanc, ba'm youn dola!» – «Weisser, gib

mir einen Dollar!» Der Ruf gellt mir noch jetzt in den Ohren.

Existenzielle Verunsicherung

Ich fühlte mich unwohl in meiner Haut, nicht nur, weil ich nass geschwitzt und unrasiert war, während die am Strassenrand hockenden Marktfrauen wie aus dem Ei gepellt aussahen, sondern weil ich plötzlich nicht mehr als Individuum, sondern als Angehöriger einer Rasse galt – eine existenzielle Verunsicherung, die Migranten in Europa oft aufs Neue zu spüren bekommen. Das Erstaunlichste aber war, dass mir keinerlei Aggression entgegenschlug, obwohl die Haitianer, deren Vorfahren aus Afrika verschleppt und versklavt worden waren, Grund genug gehabt hätten, mir übel zu wollen, nach all dem, was Europa und Nordamerika ihnen angetan hatten.

**Die Kindersoldaten in Liberias
Hauptstadt Monrovia
beantworteten die Frage, warum
sie ihre Brüder und Schwestern
töteten, mit: «Why not?»**

Im Zuge der Französischen Revolution erkämpften die Sklaven ihre Freiheit und Unabhängigkeit, die mit der Staatsgründung 1804 besiegelt, aber erst 1838 von Frankreich und 1864 von den USA anerkannt wurden; diese besetzten Haiti von 1915 bis 1934 und führten die in den Südstaaten praktizierte Rassentrennung ein. Auch Deutschland war nicht unschuldig, denn 1897, als mein Grossvater sich als Apotheker dort niederliess, entsandte Wilhelm II. Kriegsschiffe nach Haiti, um von der Regierung 50 000 Dollar und eine Entschuldigung zu erpressen, weil ein Polizist den Kutscher eines deutschen Kaufmanns geohrfeigt hatte.

Aus den USA kommend, wo an Ostern 1968 die Schwarzenghettos brannten, war ich fasziniert von Haitis revolutionärer Tradition und abgestossen, ja angewidert von den sozialen und politischen Verhältnissen unter Papa Doc. Aber das ist noch nicht alles, denn laut Verfassung von 1804 waren alle Bürger Haitis, auch Deutsche und Polen, die aus Napoleons Armee desertiert waren und sich den Ex-Sklaven angeschlossen hatten, «Neger» – auf Kreolisch keineswegs ein Schimpfwort, sondern gleichbedeutend mit

Mensch. Jovenel Moïse etwa, der kürzlich ermordete Präsident, hiess im Volksmund «nèg banann», weil er vor dem Einstieg in die Politik Bananen exportiert hatte.

Was ausgespart bleibt

All das war und ist unvereinbar mit der politischen Korrektheit derer, die sich, um sich selber und anderen ihre Fortschrittlichkeit zu beweisen, als Sprachpolizisten betätigen. Und das umso mehr in einem Inselstaat, dessen Oberschicht als «bourgeoisie mulâtre» bezeichnet wird. Der von der schwarzen Mehrheit gewählte Präsident hat die politische, die «Mulattenbourgeoisie» hat die wirtschaftliche Macht. Diese Arbeitsteilung funktionierte jahrzehntelang mehr schlecht als recht, doch die Erörterung solcher Fragen wird zum Eiertanz, wenn es verboten ist, die Dinge – sprich: die Akteure – beim Namen zu nennen.

In späteren Jahren habe ich Haiti immer wieder besucht, aber mein erster Aufenthalt hat sich tiefer eingepägt als andere. Er hatte ein tragikomisches amerikanisches Nachspiel: Beim Gang durch Harlem wurde ich von zwei

Teenagern überfallen und an eine Haustür gedrängt. Sie verlangten Geld – ein «mugging» genanntes Drogendelikt –, und ich versuchte ihnen in holprigem Englisch beizubringen, ich käme aus Berlin und hätte dort gegen den Vietnamkrieg und für die Gleichberechtigung der Schwarzen demonstriert. Die Angreifer liessen ab von mir und suchten das Weite – vermutlich hielten sie mich für verrückt!

Das Gleiche wiederholte sich Jahre später in Afrika: In einem Flüchtlingslager in Rwanda wurde ich Zeuge, wie Hutu und Tutsi einander massakrierten, im Osten des Kongo starb vor meinen Augen ein Jugendlicher, weil er sich weigerte, für eine sogenannte Befreiungsfront Lasten zu tragen. Und die Kindersoldaten in Liberias Hauptstadt Monrovia beantworteten die Frage, warum sie ihre Brüder und Schwestern töteten, mit: «Why not?» Die Mörder posierten für die Kameras, aber als Reporter blieb ich verschont und wurde von niemandem bedroht. Auch hier galt das Privileg der weissen Hautfarbe, während Carlos Grullón, ein Kameramann aus der Dominikanischen Republik, beim Wahl-Massaker in Haiti 1987 in meinem Beisein erschossen wurde.

All das kommt im postkolonialen Diskurs nicht vor, im Gegenteil: Die Anhänger der «Woke»-Bewegung bagatellisieren oder relativieren die schockierende Realität der Bürgerkriege und ethnischen Massaker bis hin zum Völkermord. Was in Biafra, Rwanda oder Kambodscha geschah, wird pauschal zur Erblast der Kolonialzeit erklärt, selbst wenn diese wie in Deutsch-Ostafrika, Neuguinea oder Tsingtau über hundert Jahre zurückliegt. Denn bekanntlich sind an allen Übeln der Gegenwart böse weisse Männer schuld.

Dümmlich und humorlos

Dass die Theorie empirischer Prüfung nicht standhält, ändert nichts an ihrer Attraktivität, im Gegenteil: Ein radikaler Zugriff, der alles über einen Kamm schert, ist faszinierender als Aufrufe zu Pragmatismus, Mässigung und Geduld – nicht umsonst haben Verschwörungstheorien und Fake-News wieder Konjunktur. Auch 1968 hörten wir nicht auf diejenigen, die Reform statt Revolution predigten. Liberal war ein Schimpfwort, und dümmliche Slogans wie: «USA SA SS!» oder «Wer hat uns verraten – Sozialdemokraten!» wurden bei Protestmärschen

skandiert. Hinzu kam die Lust an der Provokation, und vielleicht erklärt das, warum die Woke-Bewegung den Kampf gegen Rassismus mit dem Eintreten für Frauenrechte, sexuelle Minderheiten und Behinderte verknüpft, auch wenn all dies kaum unter einen Hut zu bringen ist.

Was die Bewegung schwer erträglich macht, ist ihre Humorlosigkeit. Der Schlagertext: «Nos ancêtres les Gaulois / habitaient des huttes en bois» löste einst befreiendes Gelächter aus, denn es war klar, dass der aus der Karibik stammende Sänger Henri Salvador keine gallischen Vorfahren hatte, aber in einer Holzhütte geboren war – eine doppelbödige Ironie, die man in postkolonialen Verlautbarungen vergeblich sucht. Auch Josephine Bakers Bananentanz und der Labelle-Song «Lady Marmalade» mit dem Refrain «Voulez-vous coucher avec moi?» gehören hierher.

Statt sich daran zu erfreuen, brüten Woke-Theoretiker über der Frage, ob die Feststellung, dass jüdische Intellektuelle von Freud bis Einstein die Moderne prägten, während Sport-Champions wie Muhammad Ali und Usain Bolt

die Alltagskultur stark beeinflussten, rassistisch sei oder nicht: ja, weil sie die Ausgrenzung nicht bedenkt, unter der Juden wie Schwarze litten, und nein, weil sie Anerkennung und Respekt bezeugt.

Alter Skandal

Obwohl der postkoloniale Diskurs viele Fakten ignoriert und entweder zu kurz greift oder übers Ziel hinausschiesst, hat er in einem zentralen Punkt recht: Strukturellen oder systemischen Rassismus gibt es wirklich, und kein Mensch ist dagegen gefeit. Unbewusste Vorurteile sind so unausrottbar wie subtil, und man braucht sich nicht wie Günter Wallraff als Türke oder Afrikaner zu verkleiden, um nachzuempfinden, was Zuwanderern bei der Wohnungs- und Arbeitssuche oder in Ämtern und bei Behörden widerfährt.

Der Skandal datiert nicht erst von heute, wie ein Brief von 1794 belegt: «Ihren schönen Reden von Freiheit und Gleichheit werde ich erst Glauben schenken», schrieb Jean-François, der Anführer des Sklavenaufstands in Saint-Domingue, an den Gouverneur Laveaux, «wenn französische

Generäle ihre Töchter mit Schwarzen verheiraten!» Genau das wurde meiner auf Haiti geborenen Tante Jeanne verwehrt, als sie sich 1936 mit einem deutschen Marineoffizier verlobte. Die Eheschliessung sei rassistisch unerwünscht, schrieb die deutsche Botschaft unter Berufung auf die Nürnberger Gesetze, welche der Rechtsphilosoph Carl Schmitt ausdrücklich guthiess mit Blick auf die Südstaaten der USA. So besehen, sagen rassistische Vorurteile mehr über den Absender aus als über den Adressaten, und es gibt Grund zu der Annahme, dass selbst grobe Klischees und böartige Karikaturen Spurenelemente von Wahrheit enthalten.

PS: Der postkoloniale Diskurs ist farbenblind, indem er ein vielschichtiges Problem auf simple Schwarz-Weiss-Malerei reduziert – wörtlich wie im übertragenen Sinn. So besehen, war die Woke-Bewegung nur die Kehrseite der Rassentrennung im Süden der USA oder der südafrikanischen Apartheid, unter der auch Mischlinge und Inder litten: Als Nichtweisse wurden auch sie diskriminiert.

In Brasilien und Kuba, aber auch in Frankreich rechnete man Mischlinge eher den Weissen zu, wobei es weniger um die Hautfarbe als um den sozialen Status ging. Einem kreolischen Sprichwort zufolge galt ein reicher Schwarzer als Mulatte, ein armer Mulatte aber als schwarz. Die im französisch besetzten Rheinland von afrikanischen Soldaten gezeugten Mischlingskinder waren aus Sicht des NS-Staates eine Rassenschande; sie wurden in Ferienlagern ermordet – in Vorwegnahme der Euthanasie und Judenvernichtung. Kürzlich wurden im Übrigen als Anerkennung ihrer patriotischen Verdienste Josefine Bakers sterbliche Überreste ins Pantheon überführt.

Hans Christoph Buch ist Schriftsteller und lebt in Berlin. Zuletzt erschien von ihm «Robinsons Rückkehr: Die sieben Leben des H. C. Buch» in der Frankfurter Verlagsanstalt.

Mehr zum Thema

Rassismus Haiti Deutschland